



Als Papst Leo XIV. Mitte April in Angola eintrifft, ist es mehr als eine Station auf einer routinierten Afrikareise. Der Besuch in Luanda entfaltet eine historische Tiefenschärfe, die weit über das übliche diplomatische und pastorale Protokoll hinausreicht. Denn Angola ist nicht irgendein Land: Es ist ein zentraler Schauplatz des transatlantischen Sklavenhandels – ein Ort, an dem sich europäische Expansion, ökonomische Interessen und kirchliche Mission über Jahrhunderte auf verhängnisvolle Weise verschränkten.

Leo XIV. begegnet dieser Vergangenheit nicht mit Schweigen. Seine Wortwahl ist auffallend klar, seine Bilder sind bewusst gewählt. Wenn er davon spricht, Afrika sei allzu oft betrachtet worden, um „etwas zu nehmen“, evoziert er nicht nur eine abstrakte Kritik an globalen Ungleichgewichten. Er ruft ein historisches Gedächtnis wach, das in Angola bis heute präsent ist.

Die Last der Geschichte

Kaum ein anderer Ort steht so exemplarisch für die Gewaltökonomie der frühen Globalisierung wie Angola. Zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert wurden von hier Millionen Menschen über den Atlantik verschleppt. Luanda entwickelte sich zu einem der wichtigsten Umschlagplätze des Sklavenhandels, eng eingebunden in die kolonialen Netzwerke des portugiesischen Imperiums.

Die historische Forschung weist darauf hin, dass wirtschaftliche Interessen, politische Kontrolle und religiöse Legitimation Hand in Hand gingen. Missionare taufte versklavte Menschen oft kurz vor ihrer Verschiffung – ein Akt, der aus kirchlicher Sicht als Seelenrettung galt, faktisch jedoch in ein System eingebettet war, das Menschen systematisch entwürdigte. Diese Ambivalenz prägt das Verhältnis der katholischen Kirche zu ihrer eigenen Vergangenheit bis heute.

Leo XIV. vermeidet es, diese Verstrickung explizit als institutionelle Schuld zu benennen. Doch seine Sprache deutet in diese Richtung. Indem er von einer „Kette von Interessen“ spricht, die Menschen zu Objekten degradiere, schlägt er eine Brücke zwischen historischer Sklaverei und modernen Formen wirtschaftlicher Ausbeutung.

Symbolik der Orte

Die Stationen der Reise sind sorgfältig gewählt. Besonders der Besuch in Muxima, einem traditionsreichen Wallfahrtsort südlich von Luanda, besitzt eine vielschichtige Bedeutung. Historisch war der Ort nicht nur religiöses Zentrum, sondern auch Teil der Infrastruktur des



Sklavenhandels. Hier wurden Menschen gesammelt, religiös markiert und anschließend weitertransportiert.

Dass ein Papst gerade dort betet, ist ein starkes Symbol. Es signalisiert Anerkennung des Leids, ohne jedoch in eine klare institutionelle Selbstanklage überzugehen. Diese Zurückhaltung ist kein Zufall. Die katholische Kirche bewegt sich seit Jahrzehnten in einem Spannungsfeld zwischen moralischer Autorität und historischer Verantwortung. Während einzelne Päpste wiederholt Verfehlungen der Vergangenheit eingeräumt haben, bleibt eine umfassende Aufarbeitung kolonialer Verstrickungen fragmentarisch.

Leo XIV. setzt nun einen Akzent, der weniger juristisch als politisch-moralisch wirkt. Er nutzt die Symbolik des Ortes, um eine Botschaft zu formulieren, die in die Gegenwart zielt.

Gegenwart der Ausbeutung

Angola ist heute ein Land der Gegensätze. Reich an Öl, Diamanten und anderen Rohstoffen, zählt es zugleich zu den Staaten mit erheblichen sozialen Disparitäten. Ein erheblicher Teil der Bevölkerung lebt unter prekären Bedingungen, während wirtschaftliche Gewinne oft in den Händen einer kleinen Elite oder internationaler Akteure konzentriert sind.

Wenn Leo XIV. vor „mächtigen Interessen“ warnt, die sich der Ressourcen des Landes bemächtigen, spricht er damit ein strukturelles Problem an, das weit über Angola hinausweist. Der Begriff der „Extraktion“ hat in der politischen Ökonomie längst eine neue Aktualität gewonnen: Er beschreibt ein System, in dem Rohstoffe aus dem globalen Süden abfließen, während Wertschöpfung und Gewinne andernorts entstehen.

Diese Dynamik erinnert in ihrer Logik an historische Muster. Zwar ist sie nicht mit der Brutalität der Sklaverei gleichzusetzen, doch die strukturelle Asymmetrie bleibt vergleichbar. Genau hier setzt die Kritik des Papstes an. Seine Worte sind weniger als moralische Predigt zu verstehen denn als politische Intervention in eine Debatte über globale Gerechtigkeit.

Zwischen Moral und Politik

Päpstliche Reden bewegen sich traditionell im Spannungsfeld zwischen ethischem Anspruch und diplomatischer Rücksichtnahme. Leo XIV. scheint bereit, dieses Gleichgewicht leicht zu verschieben. Seine Aussagen in Angola sind ungewöhnlich direkt, fast konfrontativ.

Er benennt nicht nur abstrakte Missstände, sondern implizit auch Verantwortlichkeiten.



Indem er sowohl externe Akteure als auch lokale Eliten anspricht, vermeidet er eine einseitige Schuldzuweisung. Gleichzeitig macht er deutlich, dass Ausbeutung nicht allein ein Relikt der Vergangenheit ist, sondern ein gegenwärtiges Phänomen mit konkreten Akteuren.

Diese Klarheit ist bemerkenswert, gerade im Kontext vatikanischer Diplomatie, die traditionell auf Ausgleich und Vermittlung setzt. Leo XIV. scheint hingegen stärker auf moralische Zuspitzung zu setzen – ohne dabei die institutionellen Grenzen seines Amtes zu überschreiten.

Die offene Frage der Verantwortung

Trotz aller Deutlichkeit bleibt eine Leerstelle. Die katholische Kirche war historisch nicht nur Beobachterin, sondern Teil des kolonialen Systems. Diese Tatsache ist in der Forschung unbestritten. Die Frage, wie weit daraus eine heutige institutionelle Verantwortung abgeleitet werden kann, ist jedoch umstritten.

Leo XIV. hat diese Schwelle in Angola nicht überschritten. Er spricht über Ausbeutung, über historische Wunden und gegenwärtige Ungerechtigkeiten – aber nicht über eine konkrete kirchliche Mitschuld im Sinne einer expliziten Entschuldigung. Diese Zurückhaltung dürfte sowohl innerkirchliche als auch diplomatische Gründe haben.

Gleichwohl könnte gerade diese Ambivalenz produktiv sein. Indem der Papst das Thema in den Mittelpunkt rückt, ohne es abschließend zu definieren, eröffnet er einen Diskursraum. Die Debatte über die Rolle der Kirche in der Geschichte der Sklaverei dürfte dadurch neue Dynamik gewinnen.

Am Ende bleibt ein Eindruck von Bewegung, nicht von Abschluss. Der Besuch in Angola markiert keinen Endpunkt der Aufarbeitung, sondern eher einen Anfang. Leo XIV. hat gezeigt, dass die katholische Kirche bereit ist, sich schwierigen historischen Fragen zumindest rhetorisch zu stellen. Ob daraus konkrete Konsequenzen folgen, wird sich erst in den kommenden Jahren erweisen.

Autor: Andreas M. Brucker